

LESEPROBE

aus

„Eine Vorzeigefamilie“

Schein und Sein meiner Eltern

von

Rochus Hahn

Verlag: BoD (Book on Demand)

Copyright 2023

3. Kapitel: Ungemütliche Zeiten

Man kann schon sagen, dass unser Kinderleben einfacher war, bevor es mit der Schule und den damit verbundenen Leistungsnachweisen losging. Aber weit davor, als wir noch Kleinkinder waren, muss es bereits zu belastenden Situationen für uns drei Jungen gekommen sein. Von meinen damals noch lebenden Verwandten habe ich einige verstörende Dinge über unsere Babyzeit erfahren. Da wurden des Abends schreiende Wickelkinder auf der Veranda geparkt, da konnten sie dann beim Schreien die Lungen kräftigen und sich an frischer Luft mal so richtig satt atmen. Irgendwann wurde auch der größte Schreihals müde und schlief ein. Das Modell funktionierte. Um welchen Preis, das wusste damals noch keiner.

Meine Großmutter mütterlicherseits, Anna Winner, erzählte mir einmal, dass mein Vater bereits begann, Druck auf uns auszuüben, als wir noch auf dem Töpfchen saßen, um unser Geschäft zu machen. Sie hatte uns besucht und versicherte mir, dass sie es kaum aushalten konnte, wie man mit uns umging, sie sei daraufhin schwer krank geworden. Als ich diese Aussage hörte, konnte ich es nur schwer einordnen. Aber ich denke nicht, dass Große Oma gelogen hat. E, die Schwester meines Vaters behauptete, dass meine Mutter beim Wickelmaterial sparsam gehaushaltet habe. Meine Tante habe bei einem Besuch zuerst mal Puder gekauft, weil unsere Popöchen feuerrot gewesen seien.

Ich habe solche Berichte aber von mehreren Seiten gehört und so wie ich meine Eltern kannte, könnte etwas dran gewesen sein. Es waren andere Zeiten. Die Epoche des Nationalsozialismus hatten meine jungen Eltern gerade hinter sich gelassen, eine Zeit, in der die Lehrer ihren Schülern noch

Verstand einprägeln durften und Psychologie ferne Science-Fiction war. Väter und Mütter machten das, von dem sie glaubten, dass es richtig war.

Meine Erinnerungen setzen erst ein, als wir nach den USA ausgewandert waren. Vielleicht täuscht mich mein Gedächtnis, doch das emotionale Familien-Klima in Carlsbad kann ich noch als ganz moderat einordnen. Interessant sind aber die Fotos aus der Zeit, die meinen älteren Bruder zeigen. Während er dasteht, berühren die Schultern immer fast die Ohrläppchen, so, als wolle er den Kopf einziehen. Das bringe ich sofort mit meinem Vater in Verbindung. So eine verkrampfte Haltung sieht man bei meinen Fotos nicht, aber ich war eben auch jünger. Mein älterer Bruder stand in vorderster Front, er hat von uns dreien den meisten Hagel abgekriegt, mein Vater nannte ihn später manchmal „das böse Kind“.

Als es in Deutschland in die Schule ging, begann „der Ernst des Lebens“ und der Wind blies uns nun eisig ins Gesicht. Zu der Zeit, als es nur um Grundschulwissen gegangen war, hatte mein Vater noch zugeschaut und setzte erst mit seinen Winnetou-Diktaten ein, als wir auf den Wechsel zum Gymnasium zusteuerten. Aber auf unsere Schulnoten hatte er ein Auge. Und wir Kinder legten nicht gerade los wie die Feuerwehr.

Wenn ich mich an die Entwicklung meines Sohnes Cosmo erinnere, musste ich erkennen, dass Lernverweigerung bei Jungen in diesem Alter ein ganz normaler Vorgang ist. Kinder wollen spielend lernen und nicht büffeln. So war das auch bei uns. Hausaufgaben nerven. Welcher Bub mag das schon? Bei meinem Sohn Cosmo waren drei Jahre geduldige Hilfe beim Schulstoff nötig, bis sich der Schalter bei ihm umlegte und er am Ende eigenständig ein tolles Abitur hinlegte. Dabei half es mir sehr, dass ich wusste, wie es nicht funktionierte, nämlich mit der Methode meines alten Herrn.

Wenn man uns drei Brüder in den siebziger Jahren betrachtete, waren die Rahmenbedingungen komplett andere. Mein Vater stufte die Schule als existenziell ein. In seinen Schülerjahren war Fleiß die Währung gewesen, die ihm, dem traumatisierten Halbweisen, letztendlich die Wege geebnet hatte. Er vermittelte uns also bei jeder schlechten Note, dass es um Leben oder Tod ging, und so war seine Wahrnehmung als Kind wohl auch gewesen. Aber egal, wie sehr er Alarm schlug und uns Druck machte, die Leistungen von uns älteren Söhnen blieben unsterk.

Gut in Erinnerung ist mir noch ein Abendessen in Ronnenberg, bei dem mein Vater seine Unzufriedenheit äußerte über unseren schulischen Einsatz. Es war schwer für ihn, zu begreifen, wie weit die Äpfel vom Stamm gefallen waren. Also wendete er sich an seinen Sohn Nummer Drei, der noch gar nicht eingeschult worden war und sah ihm tief in die Augen. „Und was ist mit dir? Was wirst du denn für Schulnoten nach Hause bringen?“

Der Kleinste wusste genau, was gefragt war und bediente es: „Nur Einsen und Zweien!“

Mein Vater sah uns Größere dann herausfordernd an, so nach dem Motto: 'Der da ist der Benjamin, aber er hat es schon verstanden!'

Wir hielten die Klappe. Was hätten wir schon sagen sollen? Dass wir es erst mal sehen wollten, wie er alles besser machte als wir? Aber was hätte unser kleiner Bruder anderes antworten sollen?

Als es auf die weiterführende Schule ging, natürlich mussten wir alle aufs Gymnasium, zog mein Vater die Schrauben bei uns an. Immer stand unsichtbar zwischen den Zeilen, dass nichts Geringeres als unser Schicksal in der Waagschale lag.

Im Gymnasium warteten nun anspruchsvolle Fächer wie Latein, Physik und Mathematik auf mich. Hatte man vorher noch Welpenschutz gehabt, endete das jetzt. Ab der fünften Klasse musste jeder von uns täglich mit seinen Schulbüchern bei meinem Vater antanzen und er kontrollierte die Hausaufgaben.

Das wurde gerne mit folgender unheilschwangerer Redewendung eingeleitet: „Kommt mal gleich mit euren Büchern! Jetzt machen wir einen Gang mit Toby Spencer!“

Man ahnt es vielleicht schon, auch diese Terminologie ist Karl Mays unerschöpflichen Pfründen entnommen. Toby Spencer war ein Wildwest-Raubein und wenn der sich jemanden rauspickte und verdrosch, dann nannte er das „einen Gang mit Toby Spencer“.

So launig der Spruch auch daherkam, das war für uns kein Spaß, wie man sich denken kann. Mein Vater fühlte uns richtig auf den Zahn und erkannte schnell, wie gut oder schlecht wir den Stoff draufhatten. Wenn es nicht zufriedenstellend war, dann „war das Schlachtbeil bereits erhoben“. Was wir gerade durchnahmen, konnte er ganz leicht unseren Schulbüchern entnehmen. Es dauerte dann nicht lange, bis er wusste, wo wir standen. „Von Tuten und Blasen keine Ahnung!“, war eine Feststellung, die mein Vater sehr häufig von sich gab. An blumigen Formulierungen fehlte es nicht, wenn er uns im Vorfeld drohte. Gerne auch an Sonn- und Feiertagen. Schon beim Frühstück ging es los. „Nachher tanzen wir einen kleinen Walzer!“

Das verhiess einem nichts Gutes, es wog wie eine unverhohlene Drohung. War die Stimmung ganz schlecht, gab es eine Variation: „Nein, keinen Walzer, einen Kriminaltango!“ Er sagte das mit der genüsslichen Vorfreude eines Henkers, der es gern sieht, wenn sich seine Klienten noch vor der

Hinrichtung in die Hosen machen. Mein jüngerer Bruder hörte des Öfteren in der Früh: „Heute Abend, Abreibung!“ Man durfte sich auf die körperliche Züchtigung also den ganzen Tag freuen.

Der latente Horror, der da in hoher Schlagzahl verbreitet wurde, setzte uns zu, auch wenn die Drohung dann meist nicht wahrgemacht wurde. Mein Vater war launisch, ein Ärger, der ihn mittags umtrieb, konnte abends verflogen sein. Auch wenn einmal günstige Winde wehten und alles in Butter schien, war das trügerisch. Die Stimmung konnte jederzeit umschlagen.

Einmal fragte mein jüngerer Bruder, ob mein Vater Memory mit ihm spielen würde. Die Reaktion war ein böses Lächeln und die Worte: „Gerne können wir ein Diktat schreiben.“ Und genau das passierte dann.

Die Erwartungen meines Vaters an uns Söhne gingen dahin, dass wir ihm in Sachen schulischer Leistung gleichkommen, besser noch übertreffen sollten. Es verdross ihn, dass sich diese Vision partout nicht einstellen wollte. Wieso nur mussten ausgerechnet seine Kinder alle drei ein Brett vor dem Kopf haben? Irgendwann nahm er es persönlich, denn er machte nicht fehlende Intelligenz als entscheidenden Indikator aus, sondern die Abwesenheit von Fleiß.

„Dir werden wir schon Beine machen, Kamerado!“ „Diese Schweinerei muss eine andere werden!“ „Warte nur, dich rasiere ich noch!“

Uns schlotterten jedes Mal die Knie. Seine wortgewaltigen Drohungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Ich glaube nicht, dass wir aus reiner Widerborstigkeit mit dem Lernen nicht vorankamen. Es lag auch nicht an irgendeiner Charakterchwäche. Nur wussten wir die einfachsten Dinge nicht, hatten keine Ahnung, wie man sich selbst organisiert und sich

eine vernünftige Struktur gibt. Stattdessen waren wir verunsichert, hatten Angst und trauten uns nichts zu. Keiner von uns besaß Courage, jedenfalls nicht für lange.

Um das klarzustellen, mein Vater terrorisierte uns nicht jeden Tag. Es gab auch Perioden der Windstille. Das hing allein von seiner Stimmungslage ab. Er war wie ein Vulkan, der dann und wann ausbrach. So eine Eruption war nicht vorherzusehen, erzeugte aber ein Klima, in dem man ständig auf der Hut sein musste. Und wie es so schön heißt: Gebranntes Kind scheut das Feuer.

Gedankenlosigkeit war in seinem Beisein nicht empfehlenswert. Einmal saßen wir beim Abendbrot und mir kam eine, wie mir schien, clevere Idee, wie ich mich vom Abräumen und vor dem Küchendienst drücken könnte. Also meldete ich mich zu Wort. „Ich kann heute leider nicht mit abräumen, weil ich gleich ein Bad nehme. Ich habe schon zwei Monate nicht gebadet!“

Was vor einem ordentlichen Gericht vielleicht als gutes Plädoyer durchgegangen wäre, geriet hier zum Rohrkrepiere. Mein Vater beugte sich vor und versetzte mir eine Ohrfeige der etwas saftigeren Art. „So! Du räumst den Tisch heute alleine ab!“, sagte er kühl, „Und du wirst in Zukunft Sorge dafür tragen, dass du regelmäßige Körperpflege betreibst!“

Ja, jetzt begriff ich auch, wo mein Denkfehler gelegen hatte. Unglücklicherweise war man ja noch Kind und haute mal daneben, nur wurden selbst lässliche Fehler bei uns gerne überhart geahndet.

Der Tonfall in unserem Hause war überwiegend scharf. Anweisungen meines Vaters kamen nicht freundlich, sondern im Kasernenton. Preußische Zucht und Ordnung, das schwebte dem Alten vor, darauf verwies er gerne. Das schien nur mit schneidender Stimme möglich zu sein.

Er war überhaupt ein großer Bewunderer militärischer Disziplin. „Was denn? Du kennst Blücher nicht?“, rief er eines Tages mit Empörung, als die Sprache auf Napoleon gekommen war. „Das war ‚Marschall Vorwärts‘! Deshalb heißt es: ‚Der geht ran wie Blücher!‘“

Man könnte nun denken, mein Vater habe seinen Tonfall beim Kommiss einstudiert, er hatte jedoch nie „gedient“. Er war für den deutschen Volkssturm zu Ende des zweiten Weltkrieges ein Jahr zu jung gewesen und zählte damit zum „Weißen Jahrgang“, dem eine militärische Einberufung in der noch jungen Bundesrepublik erspart geblieben war. Trotzdem hätte er jedem Exerzierhof-Schleifer Ehre gemacht. War ein Zimmer unordentlich, hieß es barsch: „Räum deinen Schweinestall auf!“ Vergaß man mal seinen Schlüssel und mein Vater musste uns öffnen, belehrte er uns gleich ungehalten, „er sei nicht unser Pförtner“.

Selbst wenn man mal telefonierte, grollte er, trat mit finsterner Miene heran und schnauzte: „Hör bitte auf zu telefonieren, ich möchte der Post keine Geschenke machen!“ Mit dem Telefon stand mein Vater sowieso auf dem Kriegsfuß. Er telefonierte selten und wenn, hielt er das Gespräch so knapp wie möglich. Aber gut, als die Indianer mit offenem Feuer und Decken Rauchzeichen gegeben haben, haben sie sich dabei wahrscheinlich auch nicht verquatscht.

Die dunkle Wolke, die zu Schulzeiten ständig über mir schwebte, bedrückte mich zwar, doch ich stellte sie nicht in Frage. Heute erschrecke ich, wenn ich zurückdenke. Der alltägliche Wahnsinn trieb in unserem Elternhaus groteske Blüten. Verschreckt und kopfscheu, wie ich war, habe ich mich einmal sogar selbst geohrfeigt. Ich weiß nicht mehr, was ich verbrauchen hatte, aber es konnte nur mit einer körperlichen

Züchtigung geahndet werden. Mein Vater hatte mich bereits in unserer Garderobe in die Ecke getrieben. Als er auf mich zukam, um mir die fällige „Abreibung“ zu verpassen, da gab ich mir einfach selbst zwei schallende Ohrfeigen, es war die nackte Panik. Mein Vater blieb stehen. Er war von meinem Verhalten so aus dem Konzept gebracht, dass er mich dann nicht noch zusätzlich schlug. Sein Blick jedoch drückte fast so etwas wie eine Sorge aus: „Hat der jetzt endgültig seinen Verstand verloren? Stimmt was nicht bei ihm im Oberstübchen?“

Meine Erinnerung ist sicher nicht objektiv, und ich habe den Überblick über die Häufigkeit der körperlichen Züchtigungen verloren. Meine Schulzeit war jedenfalls bedrückend. Selbst wenn es mal eine Zeitlang keinen Ärger gab, so hörten wir immer die Bombe ticken, und es würde nur eine Frage der Zeit sein, bis es wieder bei uns knallte. Das Regiment des Schreckens war verlässlich und die Angst ständiger Gast in unserem Hinterkopf.

Umso mehr versuchte ich, meinen Vater mit allerlei Scherzen zu belustigen. Das funktionierte überraschend gut, wenn er lachte, war der unberechenbare Peiniger abwesend. Ich wurde gut darin, sein persönlicher Hofnarr zu sein, aber mein eigenes Vergnügen dabei hielt sich in Grenzen.

Ratsgymnasium

Ich hatte in Niedersachsen Kurzschuljahre, das war so eine Schnapsidee des Kultusministeriums. Im Klartext bedeutete das, dass man einfach zwei Schuljahre in ein Kalenderjahr packte. Ich war in der Grundschule weder mies noch richtig gut. Das wurde zu der Zeit noch nicht so eng gesehen. Mit dem Eintritt ins Gymnasium drehte sich der Wind.

Wir waren inzwischen von Ronnenberg nach Empelde gezogen. Das liegt nicht so weit auseinander, aber mein Vater war von „Kali und Salz“ in eine andere Filiale versetzt worden. Jede Abteilung hatte eigene Werkswohnungen und deswegen mussten wir umziehen, auch wenn es nur wenige Kilometer Distanz waren.

Meine Schulnoten Ende der vierten Klasse waren durchwachsen und deshalb lehnte mich das Matthias-Claudius-Gymnasium in Gehrden, auf das mein älterer Bruder bereits ging, kurzerhand ab. Mein Vater wurde nervös. Da hatte er schon wegen der so gut beleumundeten humanistischen Bildung seine Zelte im gelobten Land abgebrochen und jetzt lehnten die Oberschulen Sohn Nummer Zwei ab. Er entwickelte eine ungeahnte Hartnäckigkeit und fand in Hannover eine Einrichtung, die sich bereitfand, mich zu aufnehmen, das Ratsgymnasium am Schützenplatz. Da musste ich jeden Morgen eine dreiviertel Stunde fahren und ebenso lange zurück, aber hosianna, wenigstens gab's in dieser Schule Latein und Griechisch.

Mit dem Fach Englisch kam ich zurecht, auch wenn ich den Großteil meiner in New Mexico erworbenen Sprachkenntnisse wieder vergessen hatte, aber Mathematik und Latein stellten mich vor Probleme. Mein Vater meinte, wenn man Latein beherrschte, dann würden einem viele andere Sprachen leichtfallen, zum Beispiel Spanisch, Italienisch oder Portugiesisch. Oder Französisch. Ich hatte keinen Schimmer, wovon er sprach. Was dachte er denn, wie viel Dutzend Sprachen ich in meinem Leben lernen wollte? Hatte ich irgendwann erwähnt, dass ich Heinrich Schliemann nacheifern wolle? Nein, ich hatte überhaupt keine Lust, Vokabeln zu büffeln und ich tat es auch nur mit größtem Widerwillen. Die Folge waren miserable Zensuren.

Wie ich am Ende der Quinta überhaupt versetzt wurde, ist mir heute noch schleierhaft. Aber im Jahr darauf hagelte es, man hätte es vorhersehen können, Fünfen und Sechsen und die Lehrer kontaktierten meine Eltern. Meine Mutter hatte da nicht mitzureden, das erledigte unser Familien-Bildungsminister persönlich. Autoritäten verschloss mein Vater sich nicht und man machte mir von Lehrerseite keine Vorwürfe. Ich sei überaus jung eingeschult worden, habe die Kurzschuljahre gehabt und jetzt käme ich nicht mehr mit. Die Lehrer unterstellten mir keine Blödheit, sondern hielten mich für überfordert. Das war für meinen Vater okay, solange man mir nicht Faulheit attestierte. Also wurde ich einfach einen Jahrgang zurückgestuft und wechselte mitten im Schuljahr in die fünfte Klasse.

Jetzt lief es deutlich besser, doch der Makel, zurückgestuft worden zu sein, blinkte nun wie ein rotes Lämpchen über mir. Also saß mir mein Vater fortan ständig im Genick. Mein älterer Bruder konnte in Gehrden ebenfalls nicht mit Top-Noten punkten und meinem Vater schwante nun, dass wir uns im Schulischen nicht so erfolgreich schlagen würden, wie er einst getan hatte.

„Komm mal gleich mit deinen Büchern!“ Das war der stete Abendgruß des Alten, wenn er von der Arbeit kam. Damals gab es keine Gleitzeit oder Überstunden. Da war um fünf Uhr Feierabend und um Viertel nach stand mein Vater in der Wohnung. Man saß dann mit seinen Schulbüchern neben ihm und musste Lateintexte übersetzen, Gleichungen mit Unbekannten lösen oder Winnetou-Diktate schreiben. Mit Ermutigung oder Aufmunterung hielt mein Vater sich nicht auf. Er schrieb einem eher geharnischte Sätze ins Stammbuch. „Du stinkendes Faultier!“, oder auch: „Du exemplarisches Faultier!“ Fast täglich hörten wir: „Du bist zu dämlich!“

Man musste froh sein, wenn er einen nur verspottete. Ich konnte den mehrmals erklärten Rechenweg nicht, schon kam tiefender Hohn von ihm: „Ja, das ist neu! Das hatten wir noch nie! Das ist neu! Jeden Tag ist das immer wieder neu!“

Manchmal, wenn ich mich zu trottelig anstellte, gab es auch was hinter die Löffel. Die Geduld meines Vaters war nur ein loser Korken auf der brodelnden Masse, die in ihm gärte und ein Knall lag immer in der Luft. Das kam manchmal nur auf seine Tagesform an, ob es was setzte. Ich war nicht der Einzige, den es erwischte, meine Brüder erlitten das Gleiche.

Meinem Vater ertrug es nur schwer, dass unsere Leistungen im Gymnasium so dürftig waren. Als schließlich auch der jüngste Sohn, die letzte Hoffnung, nur mit durchwachsenden Zeugnissen aufwarten konnte, wurde ihm bewusst, dass alle seine Söhne missraten und schulische Platzpatronen waren. Wenigstens einer hätte doch eine Leuchte sein können, schon der Statistik wegen. Aber nein, er, der Doktor rer. nat., war mit drei Nieten geschlagen, die sich unfähig zeigten, in der Schule halbwegs akzeptable Noten zu generieren. Für meinen Vater war unbedingter Fleiß der Königsweg zum Erfolg und er verzweifelte schier an unserer Unfähigkeit.

Es kam ihm nicht in den Sinn, dass unterschiedliche Persönlichkeiten unterschiedlich agierten. Von Psychologie wusste er wenig und war der damals weitverbreiteten Ansicht, dass Kinder eine Art Knetmasse darstellten, aus der man nach Belieben Erfolgsmenschen formen konnte. Als das nicht klappte, nahm er es uns persönlich übel, glaubte, dass wir aus Trotz, Renitenz oder Charakterschwäche seinen Masterplan sabotierten. Doch er war nicht bereit, die Flinte ins Korn zu werfen. Die Schule wurde der einzige Aspekt, der für ihn nun noch zählte. Wir waren unsere Zensuren. Und die gefielen ihm nicht.

Bei uns Jungs gab es in jenen Tagen ein geflügeltes Wort: „Ich wollt, es wär' acht und ich läg im Bett!“ Das hatte seinen Grund, denn die Spanne zwischen siebzehn Uhr fünfzehn und neunzehn Uhr dreißig, wenn es auf den Abend zuging, war stets die schlimmste Zeit.

Unangenehm waren auch die Verhöre, die mein Vater mit uns führte, wenn er nach Hause kam und die Hausaufgaben nicht fertig waren. Dann befahl er uns, sich vor ihm auf einen Stuhl zu setzen und befragte einen mit scheinbarer Seelenruhe nach dem Auflauf des Nachmittags. „Wann bist du nach Hause gekommen?“

„Um halb drei ...“, kam dann die piepsige Antwort.

„Was hast du dann gemacht“

„Dann habe ich gegessen.“

„Gut, eine halbe Stunde. Dann ist es drei. Was war dann?“

„Dann bin ich auf die Toilette.“

„Fünf Minuten. Fünf nach drei. Was hast du dann gemacht?“

„Dann habe ich mich etwas ausgeruht.“

„Zwanzig Minuten. Sagen wir, es ist halb vier. Was dann?“

Ja, was dann? Es führte kein Weg an der Realität vorbei. Man hatte den Nachmittag mit Müßiggang vertan. Sobald das klar und das „stinkende Faultier“ als solches enttarnt war, kam die Quittung. Wenn man Glück hatte, war es nur Fernsehsperrung, wenn nicht, „rauchte der Wald im Pappkarton“.

Die Gymnasialzeit machte keinem von uns drei Söhnen Spaß, meinem Vater sicher auch nicht, aber wir waren alle in diesen deprimierenden Abläufen gefangen. Schlechte Noten nach Hause zu bringen, war keine gute Idee, das führte zu noch mehr Verdruss, zu weiteren Strafen und Repressalien.

Mein Vater ist nicht auf die Idee gekommen, sich einmal von Pädagogen oder Psychologen beraten zu lassen, da hätte

man ihn vielleicht davon abgebracht, sich von unseren Leistungen persönlich angegriffen zu fühlen. So blieb er bei seiner Methode und erhöhte immer weiter den Druck.

Er versuchte uns dabei mit allen Mitteln auf den richtigen Weg zu führen. Gern griff er dabei auf flammende Ansprachen zurück, mit denen er uns einbläuen wollte, dass wir aus „eigenem Antrieb“ lernen sollten. Und damit endeten die Appelle jedes Mal, mit einer mehrfachen, eindringlichen Wiederholung der Worte „Aus eigenem Antrieb! Aus eigenem Antrieb! AUS EIGENEM ANTRIEB!“

Er hätte auch auf ein Kaninchen einreden können. Wir verstanden die Laute, aber nicht den Inhalt, weil wir einfach zu viel Angst hatten.

Ein Satz mit Genitiv

Um etwas deutlicher zu veranschaulichen, in welcher ständigen Ungewissheit wir mit unserem Vater lebten, möchte ich folgende Geschichte erzählen, die ich aus verständlichen Gründen nicht vergessen habe.

Es war ein Samstagmittag und die ganze Familie saß einträchtig beim Mittagessen zusammen. Meine Mutter kochte immer ganz leckere Sachen. Ich mochte gerne Fleischgerichte mit Knödeln und Rotkohl, mein Vater nannte das etwas abfällig ein „typisch deutsches Essen“. Die Stimmung bei diesem Mahl war zur Abwechslung mal ganz entspannt. Wir plauderten und erzählten dies und das. Ich war noch nicht lange in der fünften Klasse und mein Vater fragte dann, was genau wir denn diese Woche durchgenommen hatten. Es ging dabei um das Fach Deutsch.

„Diese Woche haben wir den Genitiv durchgenommen“, gab ich zur Antwort.

„Den Genetiv, ah gut. Na, dann bilde doch mal einen Satz mit Genetiv!“

Die Stimmung in mir kippte augenblicklich. Ich hörte auf, richtig zu atmen. Panik keimte auf. Ich sollte einen Satz mit einem Genetiv bilden? Jetzt? Einfach so? Ich wusste nicht, ob ich das überhaupt konnte, so aus dem Stand. Was, wenn ich es falsch machte? Sehr trittsicher war ich in keinem Unterrichtsstoff. Ich schluckte schwer und konnte nichts sagen.

„Bilde einen Satz mit einem Genetiv!“ Die Miene meines Vaters war ausdruckslos, aber der scheinbar beiläufige Tonfall ließ bei mir sofort alle Alarmglocken schrillen. Angst schnürte mir die Kehle zu. Wenn ich es nicht hinkriegte, würde er mich schlagen, da war ich mir sicher. Es hatte in der Vergangenheit genug Präzedenzfälle gegeben, bei denen schulisches „Halb- und Dunkelwissen“ mit Prügel geahndet worden waren. Ich saß da, mit großen Augen, elf Jahre alt, wie das Kaninchen vor der Schlange.

„Du sollst einen Satz mit Genetiv bilden!“, erinnerte mich mein Vater kühl. Die gute Atmosphäre am Tisch war dahin. Meine Mutter stand nun auf und begann abzuräumen. Meine Brüder, die gerade nicht gefragt waren, zogen die Köpfe ein und waren alsbald nicht mehr gesehen. Ich mache den beiden keine Vorwürfe, ich habe es ganz genauso gehalten, wenn einer von ihnen in die Zange genommen worden ist. Man konnte nichts anderes tun, als zu versuchen, die eigene Haut zu retten.

Irgendwann jedenfalls saß ich mit meinem Vater allein im Esszimmer. Der Tisch war abgeräumt, in der Küche, acht Meter weiter, klapperte meine Mutter mit dem Geschirr. Während mir unablässig die Tränen über das Gesicht liefen, wiederholte meinem Vater immer wieder seine Aufforderung: „Bilde einen Satz mit einem Genetiv! Ich warte!“

Nachdem er mich ungefähr zehnmal aufgefordert hatte, reichte es ihm. Er stand auf und verpasste mir einen Schlag ins Gesicht. „Du sollst einen Satz mit Genitiv bilden! Wird's bald?“

Ich heulte und wusste mir überhaupt keinen Rat. Ich würde es nicht können und dann richtig Dresche kassieren. Inzwischen zitterte ich am ganzen Körper. Ich hatte nur noch Angst. Ich kriegte den Mund nicht auf. Aber diese Strategie führte ins Nirgendwo.

Erneut erhob sich mein Vater und kam auf mich zu. Ich sprang reflexartig auf und versuchte zu flüchten, da traf mich seine Faust im Rücken. Und noch einmal. Ich flog über die Stühle und rappelte mich sofort wieder auf. Weitere Schläge. Ich war so panisch, dass die Schmerzen eher Nebensache waren.

„Bilde einen Satz mit Genitiv!“

Ich konnte nicht. Ich war wie gelähmt. Ich heulte und heulte und meine Nase lief wie ein Bergbach.

„Du sollst einen Satz mit einem Genitiv bilden!“

Schläge. Er prügelte mich um den Tisch herum. Es dauert schon so lange, aber keiner kam mir zu Hilfe und das Martyrium wollte nicht enden. Meine Mutter musste mich doch hören. Wieso stand sie mir nicht bei? Mein Vater zeigte sich von meinem Weinkampf völlig unbeeindruckt. Er weigerte sich, mich mit meiner „Verstocktheit“ durchkommen zu lassen, und seine eisige Miene signalisierte mir, dass ich nicht auf eine Begnadigung zu hoffen hatte.

Irgendwann realisierte ich, dass ich hier niemals rauskommen würde, wenn ich nicht antwortete. Eher würde er mich totschiessen. Ich musste es einfach versuchen, diesen Satz hinzukriegen. Und schlimmer als die Hiebe, die ich schon kassiert hatte, konnte es jetzt auch nicht mehr werden.

Also riss ich mich zusammen und nahm, das Schluchzen unterdrückend, einen inneren Anlauf, um einen halbwegs sinnvollen Satz mit einem Genetiv zu bilden: „Der Mann ging zu der Autowerkstatt des besten Mechanikers... 'des besten Mechanikers' ..., das ist der Genetiv ...“

Mein Vater verzog erst keine Miene und sah mich unbewegt an. Schließlich aber nickte er und sagte dann: „Na also! Geht doch.“

Und damit war ich entlassen.

Ich war nachher verblüfft, dass ich es doch gekonnt hatte. Wenn die Aufforderung doch nur spielerischer gekommen wäre, so nach dem Motto, 'das wird schon!', dann hätte dieses furchtbare Verhör nicht stattfinden müssen.

Ich bin sicher, dass mein Vater keine Gewissensbisse hatte, im Gegenteil, am Ende hatte er mit seiner Leistungsüberprüfung genau das erreicht, was er wollte. Für ihn war es eine Bestätigung, ein Erfolgserlebnis. So sah seine Form der Pädagogik eben aus.

Unberechenbar

Wir Jungen waren alle nervös, wenn mein Vater sich im Haus aufhielt. Wehe, er war übellaunig. Es gibt eine Geschichte mit meinem jüngeren Bruder, die schon fast komisch anmutet, wenn sie nicht gleichzeitig auch so herzlos wäre. Und die ging so: Mein Bruder läuft durch das Haus und begegnet im Flur meinem Vater. Der knallt ihm aus heiterem Himmel eine und schnauzt: „Wasch deine Hände!“ Mein Bruder tut das eingeschüchtert und kommt dann aus dem Bad. Zack hat er die Nächste hängen: „Schneid dir die Fingernägel!“ Nun geht er und schneidet sich die Nägel. Er kommt zurück und es setzt die dritte Backpfeife: „Kämm dich!“

Nicht nur Verbrechen an der deutschen Grammatik ahndete mein Vater, auch wenn es um die englische Sprache ging, reagierte er empfindlich. Wer hier Fehler machte, attackierte ihn persönlich.

Auch Sohn Nummer Drei war keiner, dem alles zuflog, er tat sich ebenso schwer in der Schule wie wir anderen. Im Englischen hängte er sich dann aber rein und seine Noten besserten sich. So kam der Tag, an dem er die beste Arbeit der Klasse geschrieben hatte und eine Zwei plus mit nach Hause brachte. Er hatte nur einen einzigen Fehler gemacht. Das freute meinen Vater, doch er schaute sich die Sache genauer an. Und was war der Fehler? „I think, he like icecream“, lautete der verhängnisvolle Satz.

Die deftige Schelle meines Vaters kam prompt: „Wie oft habe ich dir gesagt, dass in der dritten Person Singular im englischen Präsens ein ‚s‘ an das Verb gehängt wird ...? Unbegrenzte Fernsperre!“

Ja, leichtsinnig, so ein Fehler, das wurde als Hochverrat an der väterlichen Ausbildung angesehen. Der Alte war überzeugt, dass gute Erziehung nur so funktionierte, mit Zucht und Disziplin. Er selbst war in einem männerlosen Haushalt aufgewachsen, in dem er für seine verwitwete Mutter der hochkarätige Stammhalter gewesen war, er hatte sich den Umgang mit Kindern nicht vom eigenen Vater abschauen können. Erschwerend hinzu kam die Philosophie, mit der die Jugend im Dritten Reich konfrontiert wurde. Dort hatte es keine Tradition, weinerliche Jammerlappen in Watte zu packen, man übte Druck auf die Schüler aus und wenn das nicht half, wurde rigoros gezüchtigt. Mehr gab die Pädagogik des Dritten Reiches nicht her. Mein Vater behandelte uns so, wie man es ihm in den Schulen seiner Kindheit vorgelebt hatte.

Dabei hat er nicht auf nationalsozialistische Terminologien zurückgegriffen, sein Weltbild entstammte eher der Karl-May-Lektüre, was aber nicht so irrsinnig weit voneinander entfernt ist.

„Ein Mann muss Schmerzen ertragen können!“, tönte er gern und führte dabei die Beispiele die Ureinwohner Nordamerikas an, die am Marterpfahl jede Qual ertrugen, ohne mit der Wimper zu zucken. Er trichterte uns seine angelesenen Kenntnisse ein, so, als habe er selbst die schmerzhaften Mannwerdungsrituale junger Indianer durchlaufen. Einerseits feierte er die Todesverachtung gegen körperliche Pein und idealisierte Leidensfähigkeit, auf der anderen Seite kehrte er gerne seine Bildung heraus, mit der er sich von der „Misera Plebs“ abhob, von denen, die nicht studiert hatten oder sich auf eine überlegene Intelligenz, wie die seine, stützen konnten.

Dass er so einen romantischen Umgang mit Schmerzen pflegte, lag daran, dass er als Kind kaum Schläge abbekommen hatte, außer vielleicht von gleichaltrigen Jungen, die ihn mobbten. In der Schule war er eifrig gewesen, hatte zum Duckmäsertum geneigt und den Lehrern mit seinen sehr guten Leistungen keinen Anlass gegeben, die Hand gegen ihn zu erheben. Und seine Mutter Treppchen schlug ihr „Gold“ sowieso nicht. Wenn er wirklich einmal körperliche Schmerzen auszuhalten hatte, habe ich meinen Vater jedes Mal als großen Jammerer erlebt, er konnte physisches Leid ebenso wenig ertragen, wie wir alle. Im Austeilen war er groß, im Einstecken nicht.

Mein Vater war empfänglich für Machtspiele. Er hatte ja uneingeschränkte Gewalt über uns. Nicht selten steigerte er sich da hinein und kühlte an uns sein Mütchen. Da guckte ihm manchmal ein kleiner Folterknecht aus dem Ohr. Ich sage

nicht, dass er ein Sadist aus dem Bilderbuch war, aber es gab Augenblicke, in denen er sich lustvoll darin erging, uns zu quälen. So zum Beispiel, wenn mein jüngerer Bruder bestimmte Lebensmittel verweigerte.

„Ha!“, trumpfte mein Vater auf, „Man sieht, du hast keinen Krieg mitgemacht! Iss!“ Oft war der geruchsintensive Camembert, den mein Vater zum Abendbrot nahm, die Speise, die er meinem hilflosen Bruder aufzwang. Bei ihm verursachte der Käsegeruch Brechreiz, aber es half nichts. Er musste so lange bei Tisch sitzen bleiben, bis er alles heruntergewürgt hatte. Auch Buttermilch, die meinen Bruder anwiderte, setzte mein Vater ihm gerne vor. Solange er das Glas nicht ausgetrunken hatte, durfte er nicht gehen.

Eine andere Begebenheit zeigt, wie tief die Furcht in uns wurzelte. Wenn wir in den Ferien ohne die Mutter waren, versuchte mein Vater die Fahne hochzuhalten und kochte, um ein gesundes Mahl auf den Tisch zu stellen.

Einmal gab es Kartoffelstampf. Wir hatten die Kartoffeln gekocht, gepellt und dann drückte sie mein Vater durch die Quetsche. Etwas heiße Milch dazu und schon sah das Ganze wirklich lecker aus. Das war es aber nicht wirklich, denn Salz war bei meinem Vater nicht gelitten. Im Grunde salzte er gar nichts. „Salz ist Gift!“, deklamierte er gerne und er als Chemiker musste es ja wissen. Beobachtete er meine Mutter, wenn sie an den Kochtöpfen Salz verwendete, fuhr er sie an: „Willst du uns vergiften?“

Aber bei dem Vorkommnis, über das ich berichten will, waren wir mit meinem Vater allein. Natürlich zeigte er sich in dieser Zeit lockerer, aber er war ja kein komplett Anderer, wir wussten, dass er zwei Gesichter hatte, und vor dem einen fürchteten wir uns sehr. Keiner garantierte uns, dass die Stimmung nicht plötzlich kippte und etwas ihn in Wut versetzte.

Mein Bruder wollte seinen Kartoffelbrei mit ein wenig Salz essen, weil das natürlich deutlich besser schmeckte. Er schnappte sich also heimlich den Salzstreuer, als mein Vater gerade am Herd stand und nicht hinschaute und streute hastig etwas über sein Essen. Da passierte es: Durch die Hektik löste sich die Kappe des Salzstreuers, und der komplette Inhalt landete auf dem Brei. Mein Bruder erstarrte. Hastig nahm er den Löffel und rührte das Salz unter, bevor mein Vater sich vom Herd umdrehte und die Bescherung sah. Dann setzte sich der Alte zu uns an den Tisch, ein kurzes Gebet wurde gesprochen und wir fingen an zu essen.

Durch das viele Salz war das Essen meines Bruders ungenießbar geworden. Er kratzte mit dem Löffel am Rand herum, wo es noch Stampfreste gab, die nicht verseucht waren. Irgendwann fiel es meinem Vater auf, dass mein Bruder nicht wirklich aß. „Schmeckt es dir nicht?“

„Doch!“, kam es kleinlaut zurück und zum Beweis wurde der Löffel etwas voller gemacht. Mein Bruder würgte es tapfer herunter, aber ich hielt es nicht mehr aus. „Er wollte sich etwas Salz reinmachen, da ist die Kappe vom Streuer abgegangen. Das ganze Salz ist in den Brei.“

Mein Vater schaute verwirrt. Dann streckte er seinen Arm aus, nahm sich mit seinem Löffel eine Kostprobe und probierte den versalzenen Brei. „So etwas kannst du doch nicht essen!“, befand er und entsorgte den Inhalt des Tellers in den Mülleimer. Dann blickte er meinen Bruder an, so als zweifelte er an dessen Verstand. „Warum sagst du denn nichts, du Dölmmer?“

Mein Vater verstand das Verhalten seines Jüngsten nicht. Was er übersah, war, dass dem Vorfall eine „Straftat“ vorausgegangen war, denn Salz war meinem Bruder verboten und er hätte nun mit einer saftigen Bestrafung rechnen müssen.

Aber so weit dachte mein Vater in diesem Moment nicht. Der Jüngste bekam eine neue Portion und durfte sich satt essen, auch wenn kein Salz dabei war.

Es gibt noch eine weitere Episode mit meinem jüngeren Bruder, an die ich mich gut erinnere. In der Regel übernahm mein Vater Botengänge im Haus nicht selbst. Stattdessen schickte er uns Kinder, wenn er irgendetwas, etwa aus dem Keller, brauchte. Schon unserer Großen Oma war es aufgefallen, dass mein Vater sich gerne hinsetzte „wie Kemal Pascha“ und sich bedienen ließ. So war bei uns eben die Arbeitsteilung, gar nicht unüblich zu dieser Zeit. Selbst Hand anlegen musste er selten. Da er aber drei Söhne hatte, verfügte mein Vater über einen durchaus komfortablen Pool an dienstbaren Geistern.

Nun hatte es sich begeben, dass mein jüngerer Bruder in der fraglichen Woche der Einzige gewesen war, den mein Vater mehrfach in den Keller geschickt hatte, um Bier nachzuholen, oder eine Zwiebel oder ein Glas Oliven. An diesem Tag brauchte meine Mutter Kartoffeln und wies meinen Bruder an, ihr ein Kilo aus dem Keller zu holen. Dem platzte der Kragen und er rief ihr wütend zu: „Das steigt mir jetzt langsam zu Kopfe, dass immer ich gehen muss und nie die anderen!“ Das bekam mein Vater mit, der gerade vom Bad herkam. Er trat zu meinem Bruder, der ihn ebenso erschrocken wie er tappt ansah. Mein Vater nickte grimmig. „Es steigt dir also zu Kopfe? Das macht nichts. Geh in den Keller und hole deiner Mutter die Kartoffeln!“

Mein Bruder konnte nicht ahnen, dass er meinem Vater die Vorlage für einen Running-Gag gegeben hatte. Jedes Mal nämlich, wenn der Alte ab diesem Tag wieder irgendetwas von unten brauchte, sah er den Jüngsten an und sagte dann mit einem bösen Lächeln: „Lass es dir mal zu Kopfe steigen!“

Pyjama-Hosen

Es gab bei meinem Vater so einige exzentrische Verhaltensweisen. Zum Beispiel mochte er keine Gummizüge im Hosenbund. Mein Vater war immer dünn und die Hosen schlotterten um seine Beine. Er pflegte stets so einen gedeckten Khaki-Look. Krawatten trug er nur, wenn es unbedingt sein musste. Sein Schmuck waren indianische „Bolo Ties“ aus Sterling-Silber und mit Halbedelsteinen besetzt. Das war sein Markenzeichen, ebenfalls ein Relikt aus dem Wilden Westen. Deutscher Mode stand er ablehnend gegenüber. Moderne Frottee-Pyjamas hatten die Nachthemden seiner Jugend abgelöst und diese Neuheit kam mit Gummizügen daher. So etwas mochte mein Vater aber nicht. Er, nicht faul, nahm eine Schere und schnitt kurz mal in den Bund. Das Gummi war durchtrennt und somit unschädlich gemacht. Wenn man ihm also nachts auf dem Flur begegnete, dann hatte er immer in einer Hand den zusammengerafften Zipfel seiner Pyjamahose, die ja sonst keinen Halt mehr um die Hüften gehabt hätte. Wir Jungen jedoch sahen ganz genauso aus, auch wir mussten die Hosen an einem Zipfel halten, damit sie uns nicht auf die Knöchel fielen. Das war nicht so, weil wir unserem Vater nachgeeifert hätten, nein, wir hatten überhaupt keine Probleme mit modernen Schlafanzügen. Aber sobald er uns sah, wenn wir neue Pyjamahosen mit intakten Gummizügen trugen, kam er flugs mit der Schere und schnitt auch bei jedem von uns die Bänder durch. In diesem Falle wollte uns damit nicht ärgern, es war die reine Fürsorge. Da er Gummizüge auf der Haut nicht haben konnte, musste es, das gebot die Logik, so sein, dass auch wir, seine Söhne, darunter litten. Also griff er ein und erlöste uns vor dem Schicksal, selbsthaltende Pyjamahosen zu tragen.

